

2. Perspektiven auf die Entstehung und Herstellung von Zugehörigkeit und Differenz

Die Analyse von Prozessen der Entstehung und Herstellung von Zugehörigkeit und Differenz kann, wie bereits in der Einleitung angedeutet wurde, sehr unterschiedlichen forschungsleitenden oder paradigmatischen Perspektiven folgen. In diesem Kapitel steht daher die Frage im Zentrum, mit welchen Grundbegrifflichkeiten diese Perspektiven jeweils verbunden sind. Es geht dabei insofern um die Begründung eines *meta*-theoretischen Analyserahmens, als diese forschungsleitenden oder paradigmatischen Perspektiven den Status der sozialen Tatsachen begründen, die eine Forschungsarbeit überhaupt in den Blick nehmen kann. Mit dem folgenden Kapitel wird also die „Aspektstruktur“ der Erkenntnis (Mannheim 1952 | 1929: 234) der vorliegenden Untersuchung deutlich gemacht, die, da sie paradigmatisch bedingt ist, noch vor jeglicher Empirie liegt und durch diese nicht mehr kontrolliert zu werden vermag (vgl. Bohnsack 2007a: 48).⁹ Ich setze mich dazu im Folgenden sowohl mit interpretativen als auch mit rekonstruktiven Ansätzen aus dem Bereich der empirischen Sozialforschung auseinander und stelle dar, auf welche Bereiche sozialen Handelns oder auf welche Analyseebenen sie den Blick lenken. Zunächst geht es um die Untersuchungen Erving Goffmans, in denen der Aspekt der Herstellung von Zugehörigkeit und Differenz in sozialen Interaktionen zentral ist, und die Ethnomethodologie nach Harold Garfinkel, der auf die Bedeutung der interaktiven und situativen Herstellung von sozialen Tatsachen aufmerksam macht (2.1). Zweitens erläutere ich Ansätze, die die Objektivierung dieser sozialen Tatsachen zu erklären versuchen, und beziehe mich dabei vor allem auf das Konzept der Institutionalisierung in der Sozialphänomenologie nach Alfred Schütz und in der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie nach Peter Berger und

9 Anders als in hypothesenprüfenden Verfahren, bei denen die Empirie der Theorie deduktiv nachgeordnet ist, wird in der vorliegenden Arbeit allerdings von einem heuristischen Wechselverhältnis von Empirie und Theorie ausgegangen (vgl. auch Bohnsack 2008). Den meta-theoretischen Analyserahmen zu explizieren, dient insofern auch dazu, diesen im Lichte der empirischen Ergebnisse und der Erfahrungen in der Forschungspraxis zu diskutieren. Damit entsteht ein zirkuläres Wechselverhältnis zwischen Metatheorie oder formaler Theorie, empirischer Rekonstruktion und Gegenstandstheorie.

Thomas Luckmann (2.2). Anschließend skizziere ich kurz den Ansatz Pierre Bourdieus, in dem die Differenz zwischen einer *situativen* Herstellung von Zugehörigkeit und einer *durch soziale Institutionen bedingten Kollektivität* im Konzept des Habitus aufgehoben wird (2.3), und stelle zum Schluss die Perspektive einer praxeologischen Wissenssoziologie vor, die sich auf Bourdieu, darüber hinaus aber auch auf die Arbeiten Karl Mannheims bezieht (2.4). Am Ende des Kapitels fasse ich die Ergebnisse der Sichtung dieser unterschiedlichen Ansätze und Perspektiven zusammen und konstatiere, welche für die Entstehung von Zugehörigkeit und Differenz relevanten Ebenen die vorliegende Arbeit in den Blick nimmt (2.5).

2.1 Alltagspraxis und soziale Interaktion

Die Arbeiten Erving Goffmans zur Herstellung und Stabilisierung gesellschaftlicher Normalität richten den Blick auf die Ebene sozialer Interaktion als Ursprung von Zugehörigkeit und Individualität (vgl. etwa Goffman 2012|1963; 1972|1961; 2001|1994). Goffman interessiert sich in erster Linie dafür, wie sich Menschen in sozialen Situationen darstellen oder inszenieren, wie sie ihre Darstellungen und Inszenierungen wechselseitig wahrnehmen und wie sie sie aufeinander abstimmen. Er nimmt in seinen Arbeiten dazu die in jeder sozialen Situation ablaufenden Prozesse der Selbst- und Fremdzuschreibung des Individuums in den Blick. Dabei kann Goffman zeigen, dass sich Interaktionspartner in einem ersten Schritt der sozialen Klassifikation oder der „Image-Bildung“ (Goffman 2001|1994: 56 und 58f.) *kategorial* identifizieren: Sie schreiben sich wechselseitig die Zugehörigkeit zu Struktur- und Statuskategorien zu, die Goffman „soziale Identitäten“ (Goffman 2012|1963: 9ff) nennt. Die Selbst- und Fremdzuschreibung einer ‚sozialen Identität‘ oder mehrerer ‚sozialer Identitäten‘ ist dabei immer mit (stereotypen) Verhaltenserwartungen verknüpft. Erst in einem zweiten Schritt identifizieren sich die Interaktionspartner dann gewissermaßen *personal*: Sie weisen sich in Relation zu den Standarderwartungen, die sich aus der Zuordnung zu Struktur- und Statuskategorien ergeben (und das heißt, in Relation zur vorgenommenen Verortung über ‚soziale Identitäten‘), einen *besonderen* sozialen Platz zu. In diesem zweiten Schritt wird also eine „Spezifität“ oder „Einzigartigkeit“ des Individuums festgestellt und diesem eine „persönliche Identität“ (Goffman 2012|1963: 72ff.) zugeschrieben. Die ‚persönliche Identität‘ hebt die Unverwechselbarkeit jeder Einzelperson hervor, die sich an ihrer körperlichen Erscheinung, an ihrem Namen, an der besonderen Kombination und Ausprägung von bestimmten Merkmalen

‚sozialer Identität(en)‘ und vor allem an der Biographie festmachen lässt – sie ist, wie Goffman es ausdrückt, eine „einzigartige Kombination von Daten der Lebensgeschichte“ (ebd.: 74).

Goffman fasst nun ‚soziale‘ und ‚persönliche Identität‘ als Effekte von Zuschreibungsprozessen, von Selbst- und Fremdidentifizierungen in Interaktionssituationen: ‚Soziale‘ und ‚persönliche Identität‘ sind insofern „zuallererst Teil der Interessen und Definitionen anderer Personen hinsichtlich des Individuums, dessen Identität in Frage steht“ (ebd.: 132).¹⁰ In dieser Fokussierung auf die *Prozesse der wechselseitigen Zuschreibung* und damit verknüpften Verhaltenserwartungen gibt es Übereinstimmungen mit der Perspektive der Ethnomethodologie Harold Garfinkels. In Auseinandersetzung mit der Sozialtheorie Talcott Parsons stellt nämlich Garfinkel die Annahme in Frage, dass es ausreiche, Normen und Regeln zu benennen, um zu erklären, warum sich Menschen in konkreten Situationen so und nicht anders verhalten. Dazu müssten vielmehr „die komplexen Deliberationsprozesse, in die sich Akteure begeben müssen, um überhaupt einer Norm folgen zu können“ (Joas/Knöbl 2004: 223), berücksichtigt werden. In Garfinkels Arbeiten rückt daher die Frage in den Blick, *in welcher Weise* soziale Akteure sich auf Normen oder soziale Klassifikationen beziehen bzw. auf welcher Ebene die Mechanismen zu suchen sind, auf die sie sich beziehen, um sich im Alltag ihrer Wirklichkeit zu versichern. Garfinkel stellt mithin den *routinierten Vollzug* in den Mittelpunkt seiner Analyse und fokussiert in seinen Analysen die Alltagsstätigkeiten oder die alltägliche Handlungspraxis der sozialen Akteure. Seine Untersuchungen können dann die Bedeutung der in der Handlungspraxis erfolgenden Prozesse der Herstellung sozialer Tatsachen unterstreichen. In seiner Perspektive ist die Alltagswirklichkeit ein „endless, ongoing, contingent accomplishment“ (Garfinkel 1967: 1), d.h. auch Zugehörigkeiten werden in den Handlungen der Akteure *stetig hervorgebracht*.

Die Arbeiten Goffmans und Garfinkels machen deutlich, dass eine Analyse der Prozesse der Entstehung von Zugehörigkeit und Differenz die tatsächlichen sozialen Interaktionen berücksichtigen und von der *Rekonstruktion der Handlungspraxis der Akteure* ausgehen muss. So weist Garfinkel zwar auf die Verantwortlichkeit der handelnden Akteure hin, die Sinnhaftigkeit ihres Handelns zu erklären und zu bestätigen – er prägt dafür den Begriff der „accountability“ (vgl. Garfinkel 1967). Er kann aber

10 Der Begriff der „Ich-Identität“ ist davon noch einmal zu unterscheiden. Diese entsteht in Goffmans Verständnis als ein Verhältnis zu sich selbst erst in der *Auseinandersetzung* mit erfahrenen Zuschreibungen und Erwartungen auf der Ebene der ‚persönlichen‘ wie der ‚sozialen Identität‘ (vgl. Goffman 2012 | 1963: 132ff.).

an seinem empirischen Material zeigen, dass das „doing accounts“ mehr eine *nachträgliche* Rechtfertigung und Rationalisierung bereits erfolgter Handlungen ist und nicht der Entwurf für zukünftiges Handeln.¹¹ Und auch wenn Goffman in seinen Arbeiten den Fokus auf die *kommunikative* und *reflektierte* Aushandlung von Identität legt, deutet er im Begriff des „Rahmens“ an, dass die Akteure ein weitgehend implizites Wissen an die Situationen herantragen, in denen die genannten Prozesse der Selbst- und Fremdzuschreibung erfolgen. Goffman hält dazu fest, dass „der Einzelne in unserer westlichen Gesellschaft“ dazu neigt, „seine Reaktion faktisch von einem oder mehreren Rahmen oder Interpretationsschemata bestimmen zu lassen, und zwar von solchen, die man primäre nennen könnte“ (Goffman 1980 | 1974: 31). Die Organisationseigenschaften dieser primären (Interpretations-)Rahmen sind allerdings „im allgemeinen nicht bewusst“ (ebd.), wie er bemerkt.

In beiden Ansätzen bleibt nun unklar, wie die *Regelhaftigkeit* der sozialen Praxis der Selbst- und Fremdzuschreibung zu erklären ist. So macht Garfinkel u.a. in seinen „Krisenexperimenten“ (Garfinkel 1967: 35-75) vor allem darauf aufmerksam, „wie zerbrechlich, prekär die Kommunikation bereits im normalen Alltag sein kann“ (Bohnsack 2008: 20).¹² Auch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe kann in dieser Perspektive nur als immer wieder in Frage stehendes Ergebnis der in konkreten Situationen ablaufenden Interaktion und kommunikativen Aushandlung verstanden werden.¹³ Die Annahme eines im Kern „*contingent accomplishment*“ ermöglicht ja gerade nicht, die *Dauer und Stabilität von Zugehörigkeitskonstruktionen und Differenzfiktionen* begrifflich zu fassen. In Frage steht dabei gerade mit Blick auf eine Ungleichheitstheoretisch informierte Analyse, wie es möglich ist, zwar im Sinne der Adäquanz von begrifflich-theoretischer Konstruktion und empirischem Sachverhalt den Fokus auf die Handlungspraxis der sozialen Akteure oder ihr Handeln in der konkreten In-

11 Das Konzept der „accountability“ bezieht sich allerdings auch auf die implizite Alltagsrationalität, die der alltäglichen Kommunikation unterliegt, wie Garfinkel in seinen Krisenexperimenten herausarbeiten kann (vgl. Garfinkel 1967: 35-75).

12 In diesen Experimenten verhielten sich die Experimentatoren den Versuchspersonen gegenüber wie (kulturell) Fremde, das heißt, sie ordneten „den sprachlichen Äußerungen die vom Sprecher gemeinten, intendierten Auslegungsschemata, Sinngehalte, semantischen Gehalte nicht [zu]“ (Bohnsack 2008: 21). Die in den Experimenten aufscheinende Kontextabhängigkeit der Bedeutung von Begriffen wird von Garfinkel und Sacks mit dem Begriff der „Indexikalität“ gekennzeichnet (vgl. Garfinkel/Sacks 1976 | 1970).

13 Allerdings stellt Knoblauch in Bezug auf die Arbeiten Goffmans fest, dass dieser nicht der Auffassung ist, dass die Interaktionsordnung „wirklicher“ sei als die Sozialstruktur: „Auch wenn er [Goffman] das Reich der Interaktion als Untersuchungsgegenstand in eigenem Recht heraushebt, plädiert er doch für die Suche nach den Verbindungen dieses weitgehend eigenständigen Bereichs zur Gesamtgesellschaft [...]“ (Knoblauch 2001: 7).

teraktions-Situation zu legen, gleichzeitig aber nicht die Dauerhaftigkeit entsprechender Prozesse der sozialen Differenzierung aus dem Auge zu verlieren bzw. auch die diese Situation rahmenden oder bedingenden sozialen Strukturen und materiellen Realitäten in den empirischen Analysen auszublenden.

2.2 Die Institutionalisierung von Alltagswissen

Um die Frage nach der Dauer und Stabilität von Differenzierungs- und dann auch Hierarchisierungsprozessen zu beantworten, beziehen sich eine Reihe von Ansätzen im Bereich der empirischen Sozialforschung auf den Begriff der *sozialen Institution*. Als soziale Institutionen werden soziale Normen oder „Regulativmuster menschlichen Handelns und menschlichen Zusammenlebens [bezeichnet] [...], und zwar insbesondere solche, die durch eine Verankerung in den Handlungsorientierungen und Sinngebungsmustern der Gesellschaftsmitglieder gekennzeichnet sind“ (Gildemeister/Wetterer 1995: 237; vgl. auch Hirschauer 2001). Es geht mithin um allgemeine, aber weitgehend implizite Verhaltenserwartungen, die der Interaktion in einer konkreten sozialen Situation vorausgehen. Ganz in diesem Sinne verweist wie gezeigt schon Goffman in seinen Arbeiten darauf, dass die Selbst- und Fremdidentifizierungen, die die Akteure vornehmen, durch ein spezifisches Wissen (mit)bedingt sind, welches er „Rahmenwissen“ nennt (Goffman 1980|1974). Mit Hilfe von Rahmen wird die „Organisation von Erfahrung“ (Knoblauch 2001: 26) und von Interaktionen geregelt, sie sind „Interpretationsschemata“, die „einen sonst sinnlosen Aspekt der Szene zu etwas Sinnvollem“ machen können (Goffman 1980|1974: 31f.). „Rahmen“ stellen in dieser Perspektive „bestimmte Maßstäbe zur Verfügung, auf deren Grundlage soziale Beurteilungen getroffen werden“ (Jungwirth 2007: 325) – sie können daher als soziale Institutionen gelten.¹⁴

Insbesondere in den Arbeiten von Alfred Schütz (vgl. etwa Schütz 1971|1962; Schütz/Luckmann 2003|1975) und im Anschluss daran von Berger und Luckmann (1999|1969) wird der Frage nachgegangen, wie die *Entstehung* eines solchen Rahmenwissens oder besser: die Entstehung sozialer Institutionen zu erklären ist. Bei Schütz wird dazu an zentraler Stelle der Begriff der „natürlichen Einstellung des Alltags“ (Schütz

14 Zwischen dem ‚Rahmenwissen‘ und den in konkreten Situationen erfolgenden Zuschreibungsprozessen besteht nach Goffman allerdings nur eine lose Verbindung oder ein „loose coupling“ (vgl. Goffman 1981|1979). Ausführlicher zur „institutional reflexivity“ in Goffman 2001|1994.

1971|1962: 278ff.) eingeführt. Der Blick richtet sich hier, ähnlich wie in den Arbeiten Garfinkels und Goffmans, zunächst auf die konkrete Interaktionssituation. Schütz arbeitet heraus, dass die Akteure, um im Alltag handlungsfähig zu sein, eine Reihe von „Idealisierungen“ vornehmen müssen. Er unterscheidet zwei Formen, die „Idealisierung der Vertauschbarkeit der Standorte“ und die „Idealisierung der Kongruenz der Relevanzsysteme“ (ebd.: 13). Damit bringt Schütz zum Ausdruck, dass die sozialen Akteure in der „natürlichen Einstellung des Alltags“ fraglos annehmen, dass, erstens, ihre Gegenüber mit einem ähnlichen Bewusstsein ausgestattet sind wie sie selbst, und dass, zweitens, alle Akteure in eine gemeinsame Sozial- und Kulturwelt eingebunden sind, die einen kommunikativen Austausch überhaupt erst ermöglicht. Schließlich haben die Akteure, drittens, ein Wissen davon, dass ihr eigenes Bewusstsein schon aufgrund der unterschiedlichen biographischen Erfahrungen nicht mit dem Bewusstsein ihrer Gegenüber identisch sein kann. In konkreten Interaktionssituationen erfolgt nun auf der Basis dieser Idealisierungen eine permanente Konstruktion von Sinn, die von Schütz als intentionaler und wechselseitiger Prozess verstanden wird, in dem die sozialen Akteure das eigene Handeln und das Handeln ihres Gegenübers interpretieren und typisieren. Diese wechselseitigen Sinnzuschreibungen – die in etwa den Selbst- und Fremdzuschreibungen bei Goffman entsprechen, wenn sie auch über die Zuschreibung ‚sozialer‘ und ‚persönlicher Identität‘ hinausgehen – beschreibt Schütz als Unterstellung oder Attribuierung von Motiven, die auf einer dritten Idealisierung basieren, der „Idealisierung der Reziprozität der Motive“ (ebd.: 26).

Im Anschluss an Schütz haben nun Berger und Luckmann herausgearbeitet, dass durch die *Wiederholung* von Interaktionen und der darin ablaufenden Prozesse der wechselseitigen Typisierung oder der Sinn- und Motivzuschreibung eine *Habitualisierung* des Verhaltens der Interaktionspartner einsetzt. Die Handlungen des jeweils anderen werden damit im Laufe der Zeit voraussehbar (vgl. Berger/Luckmann 1999|1969: 61). Die in der Habitualisierung angelegte *Institutionalisierung* vollendet sich schließlich, wenn das habitualisierte Wissen um Typisierungen und Motivzuschreibungen, das zunächst an das konkrete Individuum gebunden ist, an die nächste Generation weitergereicht wird, sich also vom konkreten Individuum löst. Das Wissen weist dann nicht nur über die *Situation*, sondern auch über die Erfahrung *des einzelnen Akteurs* hinaus, es geht mit anderen Worten um „Wissenselemente, die sich nicht auf spezifische Gegenstände und Personen beziehen, sondern auf typische Aspekte und Attribute von Gegenständen, Personen und Vorgängen“ (Schütz/Luckmann 2003: 204).

Diese hier nur in Stichworten skizzierte Perspektive richtet den Blick auf eine weitere, für die Analyse von Prozessen der Entstehung von Zugehörigkeit und Differenz relevante Ebene: Die genannten Arbeiten machen darauf aufmerksam, dass diese Prozesse durch soziale Institutionen im Sinne kollektiver oder sozial geteilter Wissensbestände gerahmt oder bedingt werden. Auf diese Wissensbestände beziehen sich die Akteure in ihren Selbst- und Fremdzuschreibungen und sie können jenseits der konkreten Interaktionen eine Eigenlogik haben und soziales Handeln ermöglichen oder beschränken. Es stellt sich nun allerdings zunächst ein forschungspraktisches Problem: So wird die Entstehung von Institutionen bei Berger und Luckmann unmittelbar aus Interaktionen abgeleitet, ihr Ursprung liegt demnach in der Wiederholung und Gewöhnung, das heißt, in der Habitualisierung von Typisierungen oder von Motiv- und Sinnzuschreibungen. In den Arbeiten von Berger und Luckmann kommt nun der Rollenanalyse eine besondere Bedeutung zu, „weil sie die Brücken zwischen Makro-Sinnwelten einer Gesellschaft und den Formen, in denen diese Sinnwelten für den Einzelnen Wirklichkeitscharakter erhalten, sichtbar macht“ (Berger/Luckmann 1999|1969: 83). Mit anderen Worten: Sobald der Prozess der Institutionalisierung abgeschlossen ist, stehen die in sozialen Institutionen geronnenen Wissensbestände zu Typisierungen und Konventionen dem einzelnen Individuum als Rollen(erwartungen) gegenüber, mit Hilfe derer die Institutionen der individuellen Erfahrung einverleibt werden. Die Frage, wie sich die Wissensbestände in Form von Rollenerwartungen in die Alltagspraxis der gesellschaftlichen Akteure *übersetzen*, führt aber die Analyse „wieder zurück auf die Ebene der Interaktion – denn auf dieser Ebene wird soziale Wirklichkeit *reproduziert*“ (Gildemeister 2001: 75; Herv. im Original). Hier wird nun auch ein theoretisch-konzeptionelles Problem der skizzierten Ansätze deutlich, denn es steht in Frage, wie eine Perspektive auf Prozesse der Entstehung von Zugehörigkeit und Differenz aussehen kann, die sowohl die Alltagspraxis der sozialen Akteure als Ausgangspunkt der empirischen Analyse nimmt, als auch die Rahmung dieser Praxis durch soziale Institutionen berücksichtigen kann. Es geht letztlich um eine theoretisch-konzeptionelle *Verbindung* von Makroebene (Rollenerwartungen, Zugehörigkeitsordnungen, Diskurse) und Mikroebene (Alltagspraxis, Zuschreibungsprozesse, interaktive Herstellung von Zugehörigkeit).

2.3 Der Habitus als *modus operandi*

Die Forschungsansätze einer Theorie der Praxis (vgl. Bourdieu 1997|1979; Schatzki 1996; als Überblick: Reckwitz 2003 und 2009) versu-

chen, diese Dichotomie zwischen Mikro- und Makroebene zu überwinden, indem sie die Wirkung gesellschaftlicher Strukturen *im Handeln* der Akteure aufzeigen. Damit ist eine Aufwertung der Analyse des so genannten „impliziten Wissens“ (vgl. Loenhoff 2012) verbunden. Es ist in erster Linie der von Bourdieu auf der Grundlage empirischer Erhebungen ausgearbeitete Habitus-Begriff, der für eine Verbindung von sozialer Struktur und (individueller wie kollektiver) Handlungspraxis steht, die ohne eine Vermittlung oder Übersetzung auskommt (Bourdieu 2009 | 1972; 1997 | 1979; 1993 | 1980; 1998 | 1984). Wie Bourdieu ausführt, erklärt der Habitus, „wie Verhaltensweisen geregelt sein können, ohne dass ihnen eine Befolgung von Regeln zugrunde liegt“ (Bourdieu 1996 | 1992: 86). Bourdieu nimmt an, dass das Verhalten der gesellschaftlichen Akteure eine gewisse Regelmäßigkeit hat, die sich nicht nur unter Bezugnahme auf allgemeingültige Mechanismen der Alltagskommunikation erklären lässt, wie sie etwa Garfinkel herausarbeitet. Die „geregelte“ Praxis beruht in Bourdieus Verständnis andererseits auch nicht darauf, dass die Akteure formalisierte Verhaltenserwartungen, die in Rollenerwartungen, Institutionen oder Diskursen abgelegt sind, *befolgen*, sie *übersetzen* oder sich zu ihnen *bewusst verhalten*. Zwar hat auch Bourdieu einen Begriff von Institutionen, er fasst sie aber nur als eine (nachrangige) Form der Objektivierung, denn erst der Habitus erlaubt es, „Institutionen zu bewohnen (*habiter*), sie sich praktisch anzueignen und sie damit in Funktion, am Leben, in Kraft zu halten“ (Bourdieu 1987 | 1980: 107; Herv. im Original). Das Verstehen einer Situation oder darin präsenter Handlungserwartungen oder die Auslegung von Rollenerwartungen erfolgt in dieser Perspektive nicht in einem Akt der bewussten Zuwendung, sondern ist integraler Teil des Handelns in der Situation selbst (vgl. auch Meuser 2007: 210). Der Habitus fungiert dabei als „praktischer“, im Wesentlichen unbewusster und gewissermaßen *einverleibter* „gesellschaftlicher Orientierungssinn“ (Bourdieu 1997 | 1979: 728), das habituelle Wissen ist insofern ein „Wissen ohne Bewusstsein“ (Meuser 2007: 210) und Bourdieu bezeichnet es auch als „modus operandi“ (Bourdieu 1997 | 1979: 281).¹⁵

Bourdieu nimmt nun an, dass strukturgleiche Lebenslagen oder Existenzbedingungen zur Erzeugung homologer Habitusformen führen, die sich in „Lebensstilen“ (Bourdieu 1987 | 1980: 98) dokumentieren. Mit anderen Worten: Die Zugehörigkeit zu einer sozialen Lage – weiter differenziert über die Ausstattung mit Kapitalien (vgl. Bourdieu 1992 | 1983) – schlägt sich in den Modi der Welterfahrung nieder (vgl. Meuser 2007:

15 Oder wie Reckwitz es formuliert: Der modus operandi ist die Art und Weise der „subjektiven Transformation von Welt in eine sinnhafte und im Handeln bearbeitbare Wirkungssphäre“ (Reckwitz 2000: 318).

209). Damit ist allerdings kein einfaches Ableitungsverhältnis beschrieben: Das habituelle oder Handlungs-Wissen ist mit Bourdieu zwar durch soziale Strukturen (und d.h. durch die auf der Kapitaldistribution basierende soziale Positionierung der Akteure) bedingt, diese aber *gleichzeitig* bedingendes, der Habitus fungiert als „strukturierte“ und „strukturierende Struktur“ (Bourdieu 1997|1979: 279). Zudem ist der Habitus im Sinne einer „sozialen Grammatik“ nicht handlungsdeterminierend, sondern Grundlage für „geregelte Improvisationen“ (Bourdieu 2009|1972: 170) – nicht zuletzt weist Bourdieu darauf hin, dass der Habitus in der Regel unter sozialen Umständen angewendet wird, die nicht den Umständen seiner Erzeugung gleichen (vgl. Bourdieu 1987|1980: 117).¹⁶

Die Habitus-Konzeption Bourdieus ermöglicht eine Perspektive auf Prozesse der Entstehung von Zugehörigkeit und Differenz, die einige der Schwierigkeiten der in den vorangegangenen Abschnitten skizzierten Ansätze umgeht. Bourdieu hebt erstens die Bedeutung eines impliziten oder habitualisierten Wissens hervor, das aus der Inkorporierung sozialer Strukturen resultiert, und fokussiert insofern anders als die Ethnomethodologie Garfinkels oder der Sozialkonstruktivismus von Berger und Luckmann die Wirkung gesellschaftlicher Strukturen im Handeln der Akteure selbst. Zudem liegt seinen Arbeiten zweitens die Annahme zugrunde, dass Zugehörigkeit auf Gemeinsamkeiten in den Formen habitualisierten Wissens beruht, über die die Akteure verfügen, und das heißt, auf Gemeinsamkeiten in Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata. Mit Blick auf eine rekonstruktive Forschung, die die Alltagspraxis der Akteure als Ausgangspunkt der Analyse nimmt, stellt allerdings schon Matthiesen mit Blick auf den Stil der Bourdieu'schen Methodologie fest, dass dieser im Grunde weniger eine Rekonstruktion der Habitusformen, sondern vielmehr eine Konstruktion betreibe (Matthiesen 1989; vgl. auch Meuser 2007), insofern Bourdieu aufgrund der statistischen Verteilung von über standardisierte Indikatoren erhobenen Daten zu Lebensstilen rückwirkend auf die in diesen Daten zum Ausdruck gebrachten Unterschiede in Habitusformationen schließt. Das ist insofern von Bedeutung, als ein Zugang zur Alltagspraxis der Akteure, wie ihn hinsichtlich der Untersuchung der Prozesse der Entstehung von Zugehörigkeit und Differenz insbesondere die referierten Arbeiten von Goffman und Garfinkel nahelegen, hier an eine Grenze stößt: Die Verbindung von mittels standardisierter Verfahren erhobener Daten mit empirischen Rekonstruktionen kann zwar *Korrespondenzen* aufweisen, die Frage, ob und

16 Weitere Aspekte der Theorie Bourdieus und insbesondere seine Ausführungen zur Feldanalyse, die sich an die hier vorgestellten Überlegungen anschließen, diskutiere ich in Kapitel 9.2 mit Blick auf meine empirischen Rekonstruktionen.

in welcher Weise etwa die Verfügung über bestimmte Kapitalien für die Akteure *tatsächlich handlungspraktisch relevant* wird, ist damit aber noch nicht geklärt. Zudem setzt Bourdieus Habitus-Konzept ein gesellschaftstheoretisches Modell voraus, das die Erklärung des Zusammenhangs von Lebensstilen und Kapitalverteilungen ermöglicht: Soziale Ordnung ist in dieser Perspektive immer schon klassenbezogen, der Begriff des (sozialen) Milieus, der bei Bourdieu den Zusammenhang zwischen Akteuren mit homologen Habitusformationen bezeichnet, bezieht sich immer schon auf die Gemeinsamkeit zwischen *Klassen*. Bohnsack stellt daher fest, dass Bourdieu seinen Forschungsgegenstand nur eindimensional erfasse, auch wenn er prinzipiell die Bedeutung von „Geschlechts- und Generations-„Klassen““ durchaus anerkenne (Bohnsack 2008: 152f.).¹⁷

2.4 Konjunktives Wissen und konjunktive Erfahrung

In Frage steht also die Möglichkeit einer empirischen Rekonstruktion der Alltagspraxis der sozialen Akteure, die von einer Wirkung gesellschaftlicher Strukturen *im Handeln* der Akteure ausgeht – und die Alltagspraxis damit auch als kollektive fasst –, und die zugleich die Mehrdimensionalität der Bedingtheit sozialer Praxis nicht ausblendet. Hierzu finden sich Hinweise vor allem in den Arbeiten Karl Mannheims (1980|1922; 1964a|1921-22; 1964b|1928; 1952|1929), auf die sich die praxeologische Wissenssoziologie bezieht (vgl. Bohnsack/Nohl 1998; insbesondere Bohnsack 2003b; 2006a; 2005; 2008; 2014a). Mannheim unterscheidet zunächst zwei Ebenen des Wissens und Erkennens: Ein explizites oder „kommunikativ-generalisiertes Wissen“ oder Erkennen einerseits und ein implizites oder „konjunktives Wissen“ und Erkennen andererseits (Mannheim 1980|1922: 264ff.). Das konjunktive Wissen ermöglicht ein unbewusstes „Erkennen auf Grund verwandter Ausgangspunkte“ (ebd.: 211), es ermöglicht also ein unmittelbares, intuitives Erfassen einer Situation auf Grundlage geteilter konjunktiver Erfahrungen. Bohnsack hat dieses intuitive Erfassen als „Verstehen“ bezeichnet, das vom „Interpretieren“ unterschieden werden muss (Bohnsack 2008: 129ff.). Mit dem Begriff des „Interpretierens“ verweist Bohnsack darauf, dass in Interaktionen zwischen Akteuren, denen eine konjunktive Erfahrung gerade nicht zugrunde liegt, eine wechselseitige kommunikative Explikation dessen,

17 Es gibt allerdings Ansätze, die ausgehend von den Arbeiten Bourdieus zum „symbolischen Kapital“ die Frage aufwerfen, inwiefern sich die in symbolischen Grenzziehungen aufscheinenden Wissensbestände etwa zu ethno-nationaler Zugehörigkeit als relevantes Kapital und damit auch als relevant für die Genese des Habitus erweisen können (vgl. Weiß 2001; Mecheril 2003).

Peergroups und Zugehörigkeit
Empirische Rekonstruktionen und
ungleichheitstheoretische Reflexionen
Amling, S.
2015, X, 335 S. 5 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-658-09012-8